



Brigitte Woggon

## «Wer sich nicht wehrt, geht unter»

**Sie sagt, was sie denkt, und eckt manchmal auch damit an: Die erfolgreiche, aber nicht unumstrittene Psychiaterin Brigitte Woggon. Nachwuchswissenschaftlerinnen empfiehlt sie: «Mehr Mut!»**

David Werner

Brigitte Woggon hat ihr letztes Patientengespräch für den heutigen Tag beendet. In kleinen, zielstrebigem Schritten durchmisst sie das weitläufige Sprechstundenzimmer ihrer Privatpraxis im Zürcher Kreis sechs. Ein warmer Händedruck – dann beginnt sie schon zu erzählen. «Seit ich pensioniert bin, ist der Beruf mein Hobby», sagt sie. Ihren früheren Arbeitsort, das Burghölzli, nennt sie salopp «die Klappe». Brigitte Woggon versteht sich noch immer als Berlinerin, ist stolz auf ihre Heimatstadt, in die sie besuchsweise immer wieder gern zurückfährt. Ihr Berliner Akzent hat sich kaum abgeschliffen, seit sie 1970 mit ihrem damaligen Mann und dem älteren ihrer zwei Kinder in die Schweiz übersiedelte. Fast vier Jahrzehnte arbeitete sie an der Psychiatrischen Universitätsklinik der UZH, die letzten zwölf Jahre bis zur Pensionierung 2008 als Extraordinaria für Pharmakotherapie. Und sie hinterliess Spuren, begründete eine ganze Schule.

«Woggonizing» steht im Psychiatriejargon für hohes Dosieren von Medikamenten. Brigitte Woggons Methoden sind nicht unumstritten. Sie haben ihr viele medizinische Erfolge, viel Bewunderung – aber auch Feindschaften eingetragen. Als «Pharmahexe» wird sie von manchen Berufskollegen beschimpft. Einen viel freundlicheren Ausdruck prägte Rektor Fischer. Am Symposium, das 2008 aus Anlass von Brigitte Woggons Emeritierung in der Aula stattfand, nannte er sie «Mutter Zivilcourage».

## Durch Unangepasstheit zum Erfolg

Vom Mainstream hat sich die streitbare Psychiaterin nie bestimmen lassen. Ihrem Nonkonformismus verdankt sie ihren Erfolg. Schon aufgrund ihres Geschlechts war sie oft in der Minderheit, in ihren beruflichen Positionen war sie anfänglich immer weit und breit die einzige Frau. Brigitte Woggon ist eine starke Persönlichkeit, gewiss. Doch ohne Bereitschaft zum eigenverantwortlichen Handeln sei auch keine gute Medizin zu machen, und ohne den Mut, eigene Wege zu gehen, gebe es keine wissenschaftliche Innovation, betont sie.

Kritiker werfen der Pharmakotherapeutin vor, ihre Behandlungsmethoden seien zu riskant, ihr Umgang mit Medikamenten zu leichtfertig. Tatsächlich verschreibt Brigitte Woggon mitunter

Medikamente in bis zu zehnfach höheren Dosen, als im Arzneimittelkompendium angegeben. Dies geschehe aber immer auf der Basis sorgfältiger Abklärungen und minutiöser Patientenbegleitung, sagt sie. Sie orientiert sich am Stand der Forschung, sie traut sich aber zu, daraus ihre eigenen Schlüsse zu ziehen. «Für mich zählt, was den Patienten hilft, und nicht, das, was in Kompendien steht.» Wer sich ängstlich hinter Konventionen verstecke, um auf Nummer sicher zu gehen, wiege sich in Scheinsicherheiten, sagt Brigitte Woggon, denn Konventionen schützten nicht vor Irrtümern, schon gar nicht im klinischen Alltag. «Sie glauben ja gar nicht, was alles für Fehler passieren, nur weil Ärztinnen und Ärzte sich blindlings an Vorschriften und Gewohnheiten halten, statt selber zu denken.»

## Dienst unter Freundinnen

Brigitte Woggon ist eine gute Erzählerin. Um Anekdoten ist sie selten verlegen. Sie weiss noch genau, wie es zu ihrem Beschluss kam, Ärztin zu werden. Es war bei einem Schülerinnen-Einsatz im Spital. «Ich war eigentlich zum Tanztee verabredet», erinnert sie sich. «Meine Freundin bat mich inständig, aufs Tanzen zu verzichten und für sie den Pflegedienst zu machen, schliesslich sei es der Sinn von Freundschaften, dass man füreinander einspringe.» Gegen dieses Argument sei sie machtlos gewesen, obwohl sie fürs Leben gern tanzt! Im Spital sah sie eine junge, von Krebs gezeichnete Frau, der Anblick beeindruckte sie tief. Der Wunsch, Leiden zu mildern, habe sie von da an nicht mehr losgelassen. Das Tanzen hat sie deswegen nicht aufgegeben. Seit vielen Jahren veranstaltet sie bei sich zuhause Tanztees, ganz im Stil ihrer Jugendzeit, der Fünfzigerjahre.

## Nie von oben herab

Nicht nur Idealismus, sondern auch Ehrgeiz und wissenschaftliche Faszination trieben Brigitte Woggon in ihrer medizinischen Karriere an. «Ich konnte mir lange überhaupt nicht vorstellen, dass man sich ernsthaft für etwas anderes als Medizin begeistern kann und bedauerte alle, die das Pech hatten, sich mit einem öden Beruf ausserhalb der Klinik herumzuschlagen», erzählt sie mit trockener Selbstironie. Ihr Mann habe sie, als die Kinder noch klein waren, am Familientisch öfters ermahnen müssen, nicht ständig über Depressionen und Schizophrenie zu sprechen.

Brigitte Woggon betont, dass sie ihren Patientinnen und Patienten immer auf Augenhöhe begegne, nie von oben herab. Mehrere ihrer Publikationen über Depression verfasste sie gemeinsam mit Betroffenen. Auf akademischen Dünkel reagiert sie allergisch. «Für seine Intelligenz kann niemand was», sagt sie. Sie ist noch heute dankbar dafür, einen interessanten, herausfordernden Beruf ausüben zu können. Sie erachtet dies als Privileg. Als junge Frau verdiente sie sich ihr Studium mit Fabrikarbeit. «Ich weiss, was es bedeutet, täglich nur Schrauben zu verpacken und für jeden Gang auf die Toilette um Erlaubnis fragen zu müssen.»

## Eine Frühzünderin

In ihrer Kindheit und Jugend im Nachkriegsberlin mangelte es an mancherlei, nicht aber an Liebe. Die heute 67-jährige erzählt voller Verehrung von ihren Eltern. «Von der Zuwendung, die sie mir gaben, habe ich ein Leben lang gezehrt.» Ihre Mutter war Fremdsprachensekretärin, der Stiefvater Beamter. «Er war ein einfacher Mann mit viel Herzensbildung. Er nahm meinen Wissensdurst ernst, traute mir viel zu. Wenn ich eine Frage nicht beantworten konnte, ermutigte er mich immer, mich selbst in der Bibliothek zu informieren.»

Selbstbewusst, lebenslustig, temperamentvoll – so war Brigitte Woggon schon als Jugendliche. Sie erinnert sich noch heute genau an den von ihrer Mutter aus Stoffresten genähten modischen Tellerrock, den sie trug, als sie sich mit fünfzehn beim Tanzen verliebte. Der Bursche war ihr zukünftiger Ehemann.

Brigitte Woggon war eine Frühzünderin. Mit neunzehn war sie schon mit dem ersten Kind schwanger. Sie ging Jobs nach, um Geld zu verdienen, und startete gleichzeitig ihre akademische Laufbahn. Multitasking unter Hochdruck schon in jungen Jahren – wie schaffte sie das? «Ich brauche nicht viel Schlaf», erklärt sie lakonisch. Um halb fünf Uhr morgens war sie jeweils bereits in der Klinik, ihr Mann, angehender Chemiker, blieb dafür abends länger im Labor. Sie bügelte die Hemden, er die Hosen. So teilte man sich auf.

«Es war eine wunderbare Zeit», sagt die Psychiaterin. Doch sie musste kämpfen, um sich in der Ärztehierarchie zu behaupten. Schon am ersten Tag der Medizinalassistenten-Zeit habe sie einem Professor, der ihr arrogant gekommen sei, so lautstark Paroli geboten, dass alle, die es mithörten, mit ihrer sofortigen Kündigung rechneten. Doch das Gegenteil geschah: Sie wurde ab sofort bevorzugt behandelt. «Gute Professoren schätzen es, wenn sie einmal auf Widerstand stossen», sagt Brigitte Woggon. Sie räumt aber ein, dass ihre unverblümte Art sie in ihrem Fortkommen in entscheidenden Momenten auch behindert habe. So wurde sie, nachdem sie die Psychiatrische Universitätsklinik Zürich zwei Jahre interimistisch geleitet hatte, nicht zur ärztlichen Direktorin gewählt. Eine bittere Enttäuschung. Auch eine ordentliche Professur blieb ihr trotz herausragender Qualifikationen vorsagt. Dass sie keine Schweizerin war und dazu noch eine Frau, mag mit ein Grund dafür gewesen sein. «Frauen stehen auch heute noch unter erhöhtem Leistungsdruck, müssen mehr liefern als ein Mann, um etwas zu erreichen», sagt sie.

## Gerüchte ignoriert

Frauen sind in der Wissenschaft bis heute strukturell benachteiligt. Damit allein lasse sich die Untervertretung von Frauen auf den oberen Hierarchiestufen aber nicht erklären, teilweise sei die Schuld auch bei den Frauen selbst zu suchen, sagt Brigitte Woggon. «Frauen», beobachtet sie, «haben oft zu wenig Biss, entscheiden zu wenig nutzenorientiert.» Das beginne oft schon bei der Wahl des Studienfachs. Berufliche Zukunftsperspektiven fielen bei Frauen oft weniger ins Gewicht als bei Männern. «Männer wissen, dass sie ein Auto selber bezahlen müssen, wenn sie eines fahren möchten. Sie handeln zielorientierter, wenn es um die Karriere geht, nehmen sich, was ihnen zusteht. Frauen warten, bis sie gebeten werden.»

Dass dies nicht so sein muss, dafür ist Brigitte Woggon selbst das beste Beispiel. «Niemals klein begeben» – das ist ihr Credo. Mit 30 wurde sie Oberärztin, vorher hatte es keine Frauen auf dieser Hierarchiestufe am Burghölzli gegeben. Als wieder eine Oberarztstelle in der Klinik frei wurde, forderte Brigitte Woggon eine ihrer Assistenzärztinnen auf, sich um diese Stelle zu bewerben. Die Assistenzärztin glaubte aber aufgrund von Gerüchten, dass Professor Ernst keine Frauen auf diesem Posten wolle. Worauf Brigitte Woggon ihn direkt ansprach: «Es heisst, Sie stellen keine Frauen als Oberarzt ein?» – «Stimmt nicht», antwortete er, «aber es hat sich bisher auch noch keine Kollegin um eine solche Stelle beworben.» Die tüchtige Assistenzärztin wurde daraufhin zur Oberärztin befördert.

## Zuviel Duckmäuserei

«Wer nie kämpft und sich immer den Verhältnissen fügt, hat schon verloren», sagt sie. Sie selbst hat sich gewehrt, und nicht nur für sich selbst, auch für andere. Zum Beispiel im Rahmen der

Gleichstellungskommission der Universität Zürich, deren Präsidentin sie zwischen 2001 und 2008 war. Den Verhaltenskodex Gender Policy, ein Leitlinienpaket zur Durchsetzung der Chancengleichheit, brachte sie in dieser Zeit beispielsweise mit auf den Weg. Vielfach legte sie den Finger auf wunde Punkte, sprach aus, was andere nur dachten. Über Kleinmut und Duckmäusertum hat sie sich in dieser Zeit vielfach geärgert. Im Wissenschaftsbetrieb, erklärt sie, gebe es viele persönliche Abhängigkeiten, entsprechend vorsichtig und diplomatisch agierten die Leute. Zu wenige kämen aus der Deckung. Um es sich mit niemandem zu verderben, würde der äussere Schein der Harmonie gewahrt. Damit aber zementiere man nur die Machtstrukturen. Woggon erinnert sich noch gut an eine Auseinandersetzung, die sie als Assistentin mit ihrem damaligen Professor hatte. Eine von ihr allein geschriebene Publikation wollte er, einem im akademischen Leben verbreiteten Brauch entsprechend, als Erstautor zeichnen. «Ich bestand darauf, dass ich die Erstautorin sei – da konnte er noch so lange wie ein kleiner Junge mit dem Fuss aufstampfen», erzählt sie, und lacht hell auf. Es ging ihr bei dieser Auseinandersetzung, die sie gewann, nicht nur um Prinzipien und Karriere, sondern auch und vor allem um Selbstachtung. «Man will sich doch selbst im Spiegel in die Augen schauen können, nicht wahr?»

Zürich, in Juli 2010